

Nr. 134 Bromberg, den 14. Juni 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

Urheberschutz für (Copyright by) A. F. Rohrbacher Verlag Berlin-Lichterfelde.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Da kamen schwere, sporenklirrende Schritte eilig die Treppe herauf, und im nächsten Augenblick stand Graf Lewenborg auf der Schwelle. Sein Gesicht glühte vor Erregung. In seiner Bestürzung jede Begrüßung vergessend, rief er der Goldschmiedstochter entgegen:

„Wo ist das Mädchen? — Wo ist Barbara? Schnell, gebt mir Antwort!"

„Ich verstehe nicht, — wovon Ihr sprecht, Herr Graf", stammelte Gertrude, während ihr schlechtes Gewissen sie sofort begreifen ließ, von wem die Rede war.

„Ich meine das junge Mädchen, das kurz nach meiner Abreise hier war, um mich zu besuchen, wie mir die Magd soeben sagte!"

„Ich — ich weiß es nicht! — ich"

„Hatte sie solches Haar?" Graf Lewenborg wies auf sein Armband.

„Ja, das hatte sie."

„Und große, dunkle Augen?"

„Ja, ja — und einen schwarzen Kater hatte sie bei sich, und —"

„Weshalb ist sie erschreckt davongelaufen, nachdem sie mit Euch gesprochen?"

„Davon weiß ich nichts —"

„Hat sich das die Magd vielleicht aus den Fingern gesogen? — Gewiß seid Ihr unfreundlich zu ihr gewesen in Eurem lächerlichen Hochmut!"

„Mitnichten! Ich habe sie freundlich empfangen!" rief Gertrude gekränkt. „Und ich verstehe nicht, weshalb Ihr in solchem Tone —"

„Wo hat sie sich hingewendet?" unterbrach sie der Graf.

„Ich weiß nicht! Sie hat es mit keinem Wort auch nur angedeutet."

„Nun, ich sehe schon, daß Ihr mir etwas verschweigt! Das schlechte Gewissen steht Euch auf der Stirn geschrieben. Überlegt es Euch, Jungfer Gertrude, ob Ihr mir nicht lieber die Wahrheit sagen wollt. Aber recht bald, wenn ich Euch darum ersuchen darf!" Damit machte Graf Lewenborg kehrt und verließ das Zimmer, ohne Herrn Lotterhos auch nur eines Blickes gewürdigt zu haben.

Gertrude Lossius aber brach vor Zorn und Scham, daß ihr solches zugestoßen, — dazu noch in Gegenwart von Heinrich Lotterhos — in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Verblüfft, erleichtert und schadenfroh stand Herr Lotterhos ein Weilchen stumm dabei. Endlich aber sagte er bissig:

„Nun, allzu weit scheint es ja nicht her zu sein mit der Verehrung und dem Zartgefühl des Grafen für Euch, Jungfer Gertrude."

Da stand Gertrude Lossius auf, trat wortlos und zornbebend vor ihren Jugendfreund hin und gab ihm eine mächtige Maulschelle.

Herr Lotterhos aber war in seiner Bestürzung mit einer so heftigen Bewegung zurückgesprungen, daß das beschriene Unglück nun wirklich erfolgte: Die Pariser Hose verlor ihren letzten schwachen Halt, rutschte herab und lag am Boden.

Ein seltsames Paar.

In den letzten Märztagen des Jahres 1650 geschah in Paris etwas Unerhörtes:

Zwei Männer — ein junger Grieche und ein klapperdürrer, ältlicher Mongole — erschienen in einem der besten Gasthöfe der Stadt, stellten sich als Diener des berühmten Magisters Doktor Markondonatos vor, und erklärten, den Auftrag zu haben, für ihren Herrn, der in den nächsten Tagen in Paris eintreffen werde, Quartier zu machen. Da sie dem Wirt sofort einen anständigen Vorschuß zahlten, wies er ihnen die besten Zimmer an. Am Abend des gleichen Tages erkrankte Satuk — wie sich das dürre Männchen nannte —, und sein Kamerad, der griechische Diener Demetrius — derselbe Mann, der damals in Hamburg das vergiftete Gebäck verkauft hatte — ließ einen Arzt holen. Dieser wußte keinen Rat und konnte auch keine bestimmte Krankheit feststellen. In der Nacht starb Satuk, wurde von seinem Kameraden auf eigentümliche Art einbalsamiert, und am Abend des folgenden Tages fand das Begräbnis statt. — Drei Tage nach diesem Begräbnis traf Doktor Markondonatos mit seiner Begleiterin, einem Mädchen von eigenartiger Schönheit, und zwei weiteren Dienern — einem großen Neger und einem blonden Jüngling — in Paris ein. Als der Magier vernahm, daß Satuk, sein ältester Diener, gestorben sei, brach er in Anwesenheit des Wirtes und der Bedienten des Gasthofes in Tränen aus und gebärdete sich völlig verzweifelt. Dann zog er sich in sein Zimmer zurück, um, wie er vorgab, Zwiesprache mit der Seele des Verstorbenen zu halten. Nach einer Stunde kam er mit zuversichtlicher Miene wieder zum Vorschein, begab sich zu den Behörden und setzte mit reichlichen Bestechungsgeldern durch, daß er den Leichnam seines Dieners wieder ausgraben lassen durfte. Darauf erweckte er den Toten vor den Augen einer großen Menschenmenge wieder zum Leben.

Die unmittelbare Folge dieses Wunders war, daß der Polizeipräfekt den Magier verhaften ließ und eine genaue Untersuchung des Falles anstellte. Die Vernehmung sämtlicher Zeugen fiel aber derart aus, daß jeder Betrug als ausgeschlossen gelten mußte. Der Polizeipräfekt erhielt also wegen seines beleidigenden Benehmens gegen den großen Gelehrten eine sehr empfindliche Strafe, und Doktor Markondonatos war mit einem Schlage der berühmteste und gefeiertste Mann von ganz Paris.

Wenn er mit seiner schönen Begleiterin vierspännig durch die Straßen fuhr, jubelte ihm das Volk zu, und er warf mit vollen Händen Geld unter die Menge. Kein Abend verging, an dem nicht irgendein Fest zu seinen Ehren stattfand. Die vornehmsten Herren — Herzöge, Prinzen, Grafen — stritten sich um die Ehre, ihn als erste in ihrem Palais bewirten zu dürfen.

Täglich erzählte man sich neue Wunderdinge von dem Magier: Er spreche — so hieß es — alle lebenden und toten

Sprachen der Welt. Ein Gelehrter hatte ihn dann in einer Gesellschaft auf Arabisch, ein anderer auf Persisch und ein dritter auf Armenisch angeredet, und Doktor Markondonatos hatte ihnen fließend in diesen Sprachen geantwortet.

Ein anderes Mal hatte der Magier in großer Tafelrunde erzählt, wie tief ihn damals in Brüssel der Anblick der Hinrichtung der Grafen Egmont und Hoorn erschüttert habe, und begonnen, sich in Einzelheiten dieses tragischen Ereignisses zu ergehen. Aber als er die verblüfften Mienen seiner Zuhörer gewahrte — denn diese besprochene Hinrichtung lag ja zweiundachtzig Jahre zurück, und Doktor Markondonatos konnte höchstens dreißig Jahre zählen —, da brach er mitten im Satz ab, als habe er eine Unvorsichtigkeit begangen, und wehrte jeder weiteren Frage über diese Angelegenheit.

Seit jenem Abend erzählte man sich, daß der Magier weit über hundert Jahre alt sei und ein Geheimmittel besäße, das ihm die ewige Jugend verschaffe. Täglich traf nun eine Flut von Besuchern und Briefen bei ihm ein, die ihm große Summen für dieses Mittel boten. Er lehnte alle diese Angebote ab, bis auf eines, — das des steinreichen, alten Marquis de Cartigny, der ihm ein Vermögen für das Geheimmittel bot und, um seiner Bitte den nötigen Nachdruck zu verleihen, die Hälfte der Riesensumme sofort anzahlte.

Die Verjüngungskur begann mit kleinen Mengen des Mittels, damit sich der Patient langsam an das Gift gewöhne. Dann steigerte Doktor Markondonatos die tägliche Dosis; und da die Pülverchen neben anderen Zutaten wohl auch arsenhaltige Stoffe enthielten, konnte der Marquis bereits nach zwei Wochen eine erfreuliche Zunahme seiner Kräfte und eine auffallende Verjüngung seines Äußeren feststellen. Wenn aber noch etwas gefehlt hatte, seinen Glauben an das Mittel zu festigen, so war es die Tatsache, daß er sich trotz seiner fünfundsiebzig Jahre noch einmal bis über die Ohren verliebte. Und das kam so:

Doktor Markondonatos hatte sich beim Besuche eines seiner hohen Gönner etwas lange aufgehalten und war, als der Marquis zur üblichen Stunde in dem Gasthof vorsprach, noch nicht zur Stelle. Der Neger öffnete dem Marquis die Tür zum Empfangsraum des Doktors, ohne nachzusehen, ob dort jemand anwesend sei.

Beim Eintritt des alten Edelmannes erhob sich ein junges Mädchen, das in ein Buch vertieft gewesen, überrascht vom Sessel und wollte sich eilig zurückziehen.

„Mademoiselle! Auf ein Wort, wenn ich bitten darf!" rief Marquis de Cartigny, denn er hatte, trotz seiner schwachen Augen, auf den ersten Blick gesehen, daß dieses Mädchen keine alltägliche Erscheinung war.

Er trat auf die Zögernde zu, indem er ihr mit artiger Verbeugung seinen Namen nannte. Als er aber dicht vor ihr stand, verstummte er und starrte sie fast bestürzt an.

„Verzeiht einem alten Manne" — stammelte er endlich — „seine vielleicht zu deutlich gezeigte Bewunderung! Aber mein Lebtag habe ich ein so himmlisch — nein, ein so höllisch schönes Wesen, wie Euch, Mademoiselle, noch nicht gesehen."

Der Marquis hatte nicht unrecht. Barbara, die jetzt sechzehn und ein halbes Jahr zählte, bot einen berückenden Anblick: Sie war seit jener Zeit, als sie noch im schwäbischen Lager ihre Gaukeleien trieb, um einen halben Kopf gewachsen. Ihr Körper war noch überschlank, aber ihre Glieder zeigten nicht mehr die frühere Magerkeit. Ihre Hände und ihr kupferfarbenes Lockenhaar waren gepflegt. Ihr Kleid war sehr einfach, aber aus einem kostbaren Stoff gefertigt. In ihrem Wesen aber schien sich nichts geändert zu haben. Sie hatte noch dieselben natürlichen und federnden Bewegungen und die zugleich kindliche und bestimmte Art zu sprechen. Doch eine Wirkung ihres Wesens trat jetzt noch weit stärker hervor als früher: nämlich die, daß jeden, der sie ansah, die Empfindung überkam, es müsse hinter dieser Gelassenheit eine unerhörte Leidenschaft lauern, die nur auf den rechten Augenblick warte, um wie ein feuriger Strom von Haß oder Liebe aus ihr hervorzubrechen.

Barbara hatte die Worte des alten Edelmannes sehr wohl verstanden; denn seit ihrer Kindheit hatte sie bei den bunt zusammengewürfelten Armeen alle Sprachen Europas um sich her gehört und von allen so viel gelernt, um sich darin verständlich ausdrücken zu können.

Sie lächelte unbefangen und sagte freundlich:

„Weshalb sollte ich Euch verargen, wenn Ihr mich bewundert? Und daß Ihr mich sogar schön findet, tröstet mich ein wenig über mein Äußeres."

„Tröstet? — das ist nicht übel!" kicherte der Marquis. „Möchtet Ihr vielleicht weniger schön sein?"

„Ich möchte ein wenig manierlicher aussehen, — das ist alles", gab Barbara unbefangen zurück. „Nein, widersprecht nicht, Herr Marquis! Ihr habt ja selbst mein Aussehen soeben „höllisch" genannt!" Und indem sie dem Besucher schelmisch zunickte und sich gegen die Tür zurückzog, fuhr sie fort: „Ich will sogleich nachsehen, ob der Doktor von seinem Ausgang zurückgekehrt ist."

„Ihr wollt mich allein lassen!" rief Herr von Cartigny in komischer Verzweiflung. „Nein, bleibt, und schlagt mir altem Manne nicht die Bitte ab, noch ein wenig mit Euch plaudern zu dürfen, bis Doktor Markondonatos heimkehrt!"

„Wenn Ihr mit meiner Gesellschaft fürliebnehmen wollt, bleibe ich gern. Setzt Euch hier an den Kamin! Es ist kalt draußen, und in Eurem Alter liebt man die Wärme."

Um den Mund des Marquis spielte ein sauer-süßes Lächeln. Er vernahm nichts so ungern als eine Anspielung auf sein Alter. Aber zugleich dachte er: „Du wirst dich noch wundern, mein schönes Kind! In ein paar Wochen trete ich dir als Jüngling entgegen. Dann mußt du die Meine werden, — und wenn es mein halbes Vermögen kostet!"

Barbara wollte sich soeben ihm gegenüber in den Sessel niederlassen, als ein heftiges Kratzen an der Tür vernehmbar wurde.

„Erlaubt mir noch, daß ich Amazeroth hereinlasse! Der liebe Kerl hat Sehnsucht nach mir", erklärte Barbara.

Der Marquis, der sich — den Liebhabereien seiner Zeit entsprechend — auch ein wenig mit schwarzer Magie beschäftigt hatte, zeigte eine höchst erschreckte Miene und wollte sich sofort wieder erheben.

„Um Gottes willen!" rief er. „Ihr werdet doch keinen Geist zitieren! Nein, das laßt bleiben, Mademoiselle! Pfuscht Eurem großen Meister nicht leichtsinnig ins Handwerk!"

Aber Barbara war schon an der Tür und öffnete. Mit großen Sprüngen sprang der mächtige Kater herein, stutzte vor dem Fremden, legte die Ohren flach zurück und fauchte ihn an, daß es nur so durch den Raum zischte.

„Da ist er, der Geisterfürst!" rief Barbara übermütig lachend. „Sieht er nicht aus, als ob er geradeswegs aus der Hölle käme? — Komm her, Amazeroth, und sei brav!"

Der Kater sprang seiner Herrin auf den Schoß und rollte sich zu einem Ballen zusammen. Aber seine unheimlich funkelnden grünen Augen blieben unentwegt auf den Besucher gerichtet.

Der Marquis plauderte zuerst von nebensächlichen Dingen. Er fragte Barbara, wie ihr Paris gefalle, — ob sie das erstemal in der französischen Hauptstadt weile — und dergleichen mehr. Und da Barbara auf alle seine Fragen freimütig Auskunft gab, zügelte der Alte seine Neugier nicht länger, so daß die Unterhaltung bald einem Verhör glich:

„Seid Ihr auch Griechin, Mademoiselle?"

„Nein, ich bin das Kind schwäbischer Eltern."

„Das hätte ich nicht gedacht, daß die Schwäbinnen so aussähen, obwohl ich oft habe sagen hören, daß die Frauen dieses Landes besonders scharmant seien, — scharmant und amoureus. — Und begleitet Ihr den Doktor schon lange auf seinen Reisen?"

„Seit einem halben Jahre."

„Wo habt Ihr denn seine Bekanntschaft gemacht?"

„In Hamburg."

„Ihr müßt schon viele von seinen Wundertaten gesehen haben, wenn Ihr stets um ihn seid. Man könnte Euch darum beneiden". Und da Barbara nichts darauf erwiderte, setzte der Marquis hinzu: „Glaubt Ihr nun fest an seine übernatürlichen Kräfte?"

Das junge Mädchen maß ihn mit einem aufrichtig erstaunten Blick. „Ob ich an ihn glaube? — Ja, gibt es denn einen Menschen, der nicht an seine Macht und sein Wissen glaubte?"

„Oh, es gibt schon solche! Aber denkt nicht, daß ich zu diesen gehöre! Und wenn Ihr, Mademoiselle, die ihn doch wohl recht gut kennen muß, so überzeugt seid —"

„Wißt Ihr" — fiel ihm Barbara in ihrem Eifer ins Wort — „daß dieses Tier hier tot war, als ich es in seine Hände legte und ihn bat, meinen Liebling mir und dem Leben zurückzugeben? — Ich war damals in Hamburg, um mich nach England einzuschiffen, wo ich meinen Lebensunterhalt zu finden hoffte. Da erkrankte Amazeroth. Er mußte

irgend etwas gefressen haben, was ihm so schlecht bekam, obwohl ich ihn nur mit dem Besten fütterte, was ich auftreiben konnte. Da hörte ich von dem großen Magier und daß er zufällig in Hamburg sei. Ich ging hin, warf mich vor ihm auf die Knie; und während ich ihn anflehte, das Tier zu retten, starb es in meinen Armen. Aber er hatte Erbarmen mit mir, nahm den starren Körper von mir entgegen und gab mir Amazeroth am Abend lebend und munter zurück".

(Fortsetzung folgt.)

Das Land der Vögel.

Von Dr. R. H. Francé.

Man hat häufig, um Australien zu charakterisieren, gesagt, es sei das Land, wo die Bäume keinen Schatten werfen, die Blumen nicht duften und die Vögel nicht singen. Aber diese Auffassung ist nicht richtig. Wenn auch die Eukalypten senkrecht aufgestellte Blätter haben, ist es doch im dichten Eukalyptenwald mit seinem Farnbaumunterholz bis zur Dunkelheit schattig; von den Blumen duften wenigstens die vielen australischen Cassinen herrlicher denn viele berühmte Duftblüten bei uns, und der „Scrub", wie der Australier seinen Wald mit Vorliebe nennt, ist an vielen Stellen erfüllt von dem angenehmen melancholischen Flöten der sogenannten Elstern, die aber keine Elstern, sondern eine Gattung der Würgerfamilie (Gymnorhina) sind. Neben ihnen gibt es noch viele wild schreiende, sonderbar gurgelnde, lachende, krähende, auch gleichsam Worte sprechende Vögel in der überaus vogelreichen australischen Natur, so daß die manchmal dort gebrauchte Bezeichnung „Land der Vögel" für Australien tatsächlich zutrifft.

Zu mindestens ist dieser älteste aller Erdteile, in dem sich seit der Kreidezeit keine wesentlichen Änderungen mehr vollzogen zu haben scheinen, das Land der zahlreichsten und interessantesten Vogelarten auf Erden. Während das klimatisch so differenzierte Europa nur 500 Vogelarten aufweist, von denen es einen großen Teil mit Asien und Amerika gemein hat, kennt man jetzt im noch nicht einmal ganz durchforschten Australien schon über 700 Arten, die fast alle einheimisch sind und sich außerdem höchstens in den Malaienländern und auf einigen Südsee-Inseln finden. Nur die allerorten schweifenden Seevögel sind auch dort die gleichen wie in den anderen Erdteilen und, merkwürdig genug, z. B. auch Kuckuck, Wachtel und Rebhuhn. Daß der europäische Regenpfeifer in einigen Exemplaren auch im jüngst entdeckten Erdteil gefunden wurde, glaubte man damit zu erklären, daß dieser ausgezeichnete Flieger von Stürmen verschlagen wurde. Die Vögel des Hühnerhofes hat der Mensch mitgebracht, und daß ihm die Sperlinge auch nach Australien folgten, hat sich in allen anderen Erdteilen wiederholt. Übrigens sind die eigentlichen Straßenvögel drüben nicht die Sperlinge, sondern ebenso große, blau und rot gefärbte Papageien, namentlich der Straßenvogel Adelaides, und da und dort der kohlschwarze große Rabe. Auch Schwalben fehlen nicht. Eine stahlblaue und rote Hausschwalbe nistet an allen Häusern und zieht im australischen Winter, der unserem Sommer entspricht, ebenfalls weg. Wie man bemerkt haben will, nach China, obzwar im glücklichen, keinen Schnee kennenden Klima der fünf Staaten keine Lebensnotwendigkeit dazu besteht. Tatsächlich aber hat man beobachtet, daß die Mauerschwalbe vom Himalaja den Sommer in den australischen Gummibaumwäldern verbringt.

Aber nicht dieserhalb wäre Australien das Land der berühmten Vögel. Diesen Ruf haben ihm vielmehr die Emus und Kasuare, die Lauben- und Honigvögel, der Leierschwanz, der schwarze Schwan, der herrliche Königsfischer, die Paradiesvögel und der wunderliche Lachvogel verschafft. Von allen diesen sieht man schwarze Schwäne, Emus und Kasuare auch in unseren Tiergärten. Der Emu, der im Innern noch in großen Herden lebt, ist für das Empfinden der Australier zum Nationaltier geworden, das sogar in dem Wappen und auf dem Geld abgebildet ist (mit dem Känguruh zusammen), allerdings wird er gleich dem Kasuar bald dem Beispiel des neuseeländischen Kiwis folgen, den man nahezu ausgerottet hat.

Unausrottbar aber ist die Zahl der australischen Papageien. Man kennt an 60 Arten, von den uhugroßen, schwarzen Kakadus des Tropenteils bis zu den reizenden kleinen „Unzertrennlichen". In ungeheuren Scharen nisten die taubengroßen, weißen Kakadus überall auf den Gummibäumen. Vor Ankunft des Weißen und seiner Maisfelder fraßen sie Eukalyptusfrüchte, jetzt sind sie die unvertreibbaren Gäste im Mais. Mit den vielen Taubenarten und dem Lachvogel zusammen gibt es ein ewiges Schwirren, Rufen, Gurren, Geschwätz und Gelächter, daß man, statt Waldesruhe zu genießen, ganz wirbelig im Kopfe wird. Dazu gesellen sich namentlich in den Farnbaumregionen auch noch blaue und purpurn aufleuchtende Blitze in der Luft. Phantastisch schöne, umherschießende Honigvögel, die australischen Kolibris, die nur viel größer als diese sind und zum Teil lieblich singen. Vor allem der kleine „Gunbird" (Nectarnia), der reizend zwitschert und mit seinem langen gekrümmten Schnabel die Blüten besucht, erinnert überaus an die amerikanischen Kolibris.

Im tropischen Norden gesellen sich dazu noch drei Vogelgruppen, die allein genügen würden, Australien den Ruf des Wunderlandes der Vögel zu verschaffen: der Königsfischer, die Lauben- und Paradiesvögel und der Leierschwanz. Der Königsfischer (Halcyon sanctus) ist mit dem blauen australischen Eisvogel fast so bunt wie die Papageien. Er lebt in der Mangrove, dem Sumpfwald der Meeresufer und Flußmündungen, wo er eifrig auf Frösche, gelegentlich auch Krabben jagt. Die Leierschwänze gehen nicht so weit nördlich; sie sind an Niedlichkeit und drollig merkwürdigem Benehmen unübertroffen. Nur die Männchen sind durch den wunderbaren, wie eine Lyra geformten Schwanz ausgezeichnet; er wird prall aufgerichtet, wenn sie ihren Liebestanz um die Weibchen beginnen, wobei sie aufs täuschendste die Stimme der Vögel nachahmen, die sich gerade hören lassen. Merkwürdig ist auch ihr Nahrungserwerb. Sie kratzen tiefe Löcher in den Sand, wahre Trichter nach Art der Ameisenlöwen, wodurch sie auf gleiche Weise Insekten fangen wie jener. Aber dieser wunderbare Instinkt wird noch von dem der Laubenvögel übertroffen, die in vielen Arten die Tropengegenden des Erdteils bewohnen. Sie errichten meterlange Laubengänge aus abgestorbenen Zweigen, deren Boden sauber geglättet und gereinigt und mit Grasbüscheln umhegt wird. Dort legen sie dann bunte Steine, Schneckengehäuse, auch Glasscherben und farbige Blüten in auffälliger Weise hin, betrachten sie verzückt, leiten ihre Weibchen vor die Schmuckstücke und führen vor ihnen und der versammelten Gesellschaft anderer Vögel artige Tänze auf. Diese seltsamen Tänzer sind nahe verwandt mit dem einzigen australischen Paradiesvogel, dem „Riflebird" (Ptiloris), der das Festland bewohnt. Das ist ein unvergleichlich schönes Tier, samtschwarz, oben braunlila, an den Seiten und am Kopf metallgrün. Der schwarze Schwanz ist mit zwei edelsteinschimmernden langen Schmuckfedern geziert.

So kann man denn mit Recht sagen, daß Australien „das Vogelland" sei, besonders wenn man dort mit Erstaunen sieht, daß diese vielerlei und interessanten Arten auch in unendlicher Anzahl vorhanden sind. Namentlich Papageien, Tauben, Honigvögel, Eisvögel, Steinschmätzer und Finkenarten beleben Flur und Wald, kleine Papageien sogar die Grasebenen in Scharen, und überall hallt das Land von lustigen und seltsamen Rufen wider.

Das Rätsel vom steinichten Acker.

Erlebnis von Hanns Fischer-München.

Daß wir dem „gemeinen Mann aufs Maul sehen" müssen um Dinge des Alltags zu erfahren, die heute noch Rätsel sind, hat Luther schon angeraten. Mit Recht.

Nach länger als dreißig Jahren habe ich ein Dörflein wiederbesucht, durch dessen Äcker und Wälder ich oft als Kind streifte. Um eine Höhe, die einen Blick ins Odertal und hinüber zu den blauenden schlesischen Bergen gewährt, lag ein mächtiges Rund buntgewürfelter Feldbreiten. Alljährlich zogen Frauen und Kinder besonders auf die südwärtigen Äcker, die Steine zu lesen.

Jahr um Jahr. Und Jahr um Jahr brach und rodete der Pflug diese Scholle; Jahr um Jahr aber häuften sich am Rain von neuem die Steinhaufen. Frauen und Kinder hatten sie in mühsamer Arbeit gesammelt.

Wann denn der Acker endlich ohne Steine wäre, war schon des Jungen Frage gewesen. Der weißhaarige Bauer, auf dessen Bretterwagen ich ehedem mit hinaus fuhr, lächelte: „Die Steine wachsen von unten nach.“

Damals saß ich schon eine Reihe von Jahren auf dem Gymnasium, und so schwieg ich, den Alten nicht zu beleidigen; denn ich wußte es besser: Steine im Acker wachsen nicht.

Und nun bin ich einsam — denn Zeit und Krieg haben nur wenig von Freunden und Bekannten übrig gelassen — den Pfad zu jener Höhe hinaufgegangen, den Fluß zu sehen, zu den Bergen zu blicken. Wie ein Bub, wie der Bub damals, schritt ich versonnen dahin. War der Weg kürzer geworden? Überraschend schnell stand ich auf dem Hügel. Wie ich vom Fluß, der meiner Heimat zulief, mich wendend, den Blick zu den liebvertrauten Bergen schickte, gewahrte ich in der sanften Mulde Reihen von Frauen und Kindern über das Feld gehen.

Sie lasen Steine . . .

Bald stand ich zwischen ihnen. Eine Frau, weit über die Sechzig, suchte rüstig mit. Sie erinnerte sich meiner. Ein Lächeln stand um ihren Mund. Und des Bauern erinnerte sie sich, mit dem ich einst in die Felder gefahren.

Wann denn endlich nun der Acker ohne Steine wäre? — Da wurde ein Lachen aus ihrem Lächeln: „Die Steine wachsen von unten nach.“

Manch anderer Landmann hatte mir diese Ansicht in den Zwischenjahren wie etwas Selbstverständliches erzählt. Längst war ich ob der Volksmeinung nachdenklich geworden und wußte, daß mit dem Worte „wachsen“ nicht ein Größerwerden, sondern ein immerwährendes aus der Tiefe nach oben Drängen neuer Steine gemeint ist.

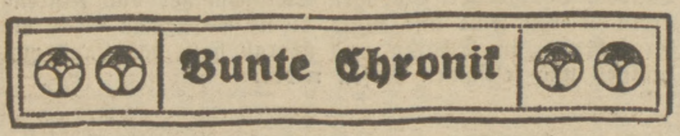
So ging ich zum Dorfschulzen, der nach wenigen Minuten als der alte Freund vor mir stand, mit dem wir oft Räuber und Schandeckel (Gendarm) gespielt. Bei ihm erfuhr ich, daß jene steinichten Äcker bereits vor 1710 unterm Pflug gewesen und daß die Frauen, die Mütter, die Großmütter schon seit je dort Steine gelesen: „Denn die Steine wachsen von unten nach.“

Und dann, als wir uns im Krug zur Linde im Kreise der Bauern zum Dämmerschoppen trafen, hörte ich auch jene alten Weisheiten wieder, die erfahrene Landwirte nie müde geworden waren, mir als unumstößliche Wahrheiten zu berichten: Je mehr Gewitter im Laufe eines Jahres über eine Gegend hereinbrechen, um so mehr Steine kommen dort hoch.

Diese Steine wandern. Werden sie aber von einer Pflugschar berührt oder sonst von einem eisernen Ackergerät, so bleiben sie fest liegen und rühren sich nicht mehr.

Von alledem ahnt unsere Buchweisheit nichts.

Aber ich verstand nun einen alten schlesischen Großgrundbesitzer, der einmal während eines literarischen Gespräches in die Worte ausbrach: „Eh ich in am Puche (Buch) läse — lieber denk ich selber nach . . .“



Als Liliencron hungerte.

Am 8. November 1887 schrieb Detlev von Liliencron aus Kellinghusen an seinen Verleger W. Friedrich in Leipzig:

Fertig!!! mit „Unter flatternden Fahnen“. Ich schrieb es in diesen Tagen in wirklicher Hungersnot. Beneidenswert klang die Speiseglocke des nahen Armenhauses zum Grützbrei. Unter flatternden Fahnen ist das Beste, was ich jemals geschrieben habe. Satz für Satz saß mir das Dings seit Monaten im Hirnbrei. Da mir Papier fehlte, so benutzte ich: Briefkuverts (— ich bitte ja, wenn es Ihnen nicht unbequem ist, eine Seite Ihrer Briefe fortzulassen, damit ich sie benutzen kann —), Zigarrenkistenpapier, den Fuß einer Gipsstatue meines Wirtes, genannt: das Gebet usw. Habe ich kein Geld, so kann ich es nicht abschreiben, denn ohne Geld kann ich hier nichts bekommen. Überhaupt das Abschreiben: Das greift mich alles noch so unglaublich an. Erst im Frühling wohl wird die letzte Wunde sich schließen . . . Da der Mensch — ich hungere heute den 4. Tag! — nicht mehr kann als er kann, so gebe ich nunmehr im höchsten Ekel die Schriftstellerei auf. Unter flatternden Fahnen ist fertig, da ich aber kein Papier zum Abschreiben habe, so muß es so lange liegen bleiben. Ich hatte Ihnen es bestimmt bis zum 15. November versprochen, und habe also mein Wort gehalten . . . Das Geheimnis ist, wie ich schrieb: Ich habe nicht mehr für ein trocknes Stück Brot Kredit, und somit ist es in Wirklichkeit möglich, daß ich verhungern kann mitten im Dorf. Die ganze Schriftstellerei ist mir ein Greuel geworden . . . Ich sende Ihnen zwei Freimarken nächstens, heute habe ich keine. Haben Sie Dank für Ihre bisherige Güte. Aber werd ich Ihnen wohl zu widerig, und Sie werden froh sein, mich loszuwerden. Schicken Sie mir etwas Papier zum Abschreiben, dann können Sie noch zum 15. November Unter flatternden Fahnen haben . . .

*

Des einen Tod, des anderen Brot.

Der obdachlose Greis, der kürzlich an einem Kai von Bordeaux stand, wußte nicht, wie ihm geschah, als er plötzlich von einem Mann angeredet wurde, der ihm ein Bündel Banknoten in die Hand drückte mit den Worten „Das gehört Ihnen“ und dann in den Fluß sprang, nachdem er sich schnell die Hände zusammengebunden hatte. Aber der Selbstmord kam doch nicht in der beabsichtigten Weise zustände. Denn unter dem Mantel des Springers hatte sich Luft verfangen, und als der Mann ins Wasser tauchte, hob ihn die Luftblase, die sich unter diesem Kleidungsstück gebildet, schnell wieder in die Höhe. Der Beschenkte schrie laut um Hilfe. Die Polizei eilte herbei. Der Lebensmüde wurde gerettet. Es war ein russischer Musiker. Man brachte ihn ins Krankenhaus. Und sein Geld fand sich auch wieder ein. Der alte Obdachlose hatte die 700 Franken getreulich abgeliefert, als er sah, daß der Spender am Leben blieb. Es gibt eben doch noch ehrliche Menschen!

*

Seltsame Wirkung eines Schlafmittels.

In einem Londoner Krankenhause sollte kürzlich einem der Insassen ein einschläferndes Mittel verabreicht werden. Der Arzt kam, gab dem Kranken eine Einspritzung. Er hatte indessen kaum den Rücken gedreht, als der des ungestörten Schlummers so stark bedürftige Kranke mit einem Riesensatz aus dem Bett sprang, aus dem Saale und durch die Gänge des Krankenhauses stürzte und ungeachtet seiner reichlich mangelhaften Bekleidung in einen vor dem Gebäude haltenden Kraftwagen eines Arztes sprang. Im Augenblick war der Motor angeworfen, und der Wagen sauste im Achtzig-Kilometer-Tempo davon. Ärzte, Schwestern und sonstige Angestellte des Krankenhauses hatten mit steigender Verwunderung den seltsamen Vorgang beobachtet, und es dauerte einige Zeit, bis einer von ihnen sich so weit gefaßt hatte, daß er die Polizei anzurufen vermochte. Diese alarmierte ihrerseits sämtliche mit Kraftwagen oder Motorrädern ausgerüsteten Schutzmannsstreifen, und eine tolle Jagd nach dem Ausreißer setzte ein. Endlich gelang es denn auch, seiner habhaft zu werden — 40 Minuten nach Verabreichung des „Schlafmittels“. Worauf dessen sonderbare Wirkung beruhte, konnte bislang noch nicht festgestellt werden.



Lustige Ecke



* **Abrüstungskonferenz.** Gerti geht nach Genf.
Als Abrüstungskonferenzsekretärin.
„Wieviel Gehalt bekommst du?“
„Hundertzwanzig Mark.“
„So wenig?“
„Ja! Aber dafür ist es eine Lebensstellung!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.